

Kultur & Gesellschaft

Kino
Eine sanft traurige
Komödie? Nanni
Moretti kann das.

32



Schicksal
Wie Yeon-mi Park
der Hölle von
Nordkorea entkam.

33



«Es muss einer schon ein verstockter Mensch sein, wenn sein Herz hier nicht höherschlägt»: Christoph Blocher vor Ferdinand Hodlers «Schwarze Lütschine». Foto: Reto Oeschger

Einfach verdammt gute Kunst

Wie ist es, wenn Christoph Blocher durch seine Kunstsammlung führt? Der «Tages-Anzeiger» war im Museum Oskar Reinhart in Winterthur mit dabei.

Paulina Szczesniak
Winterthur

Da steht er: Christoph Blocher, kleiner, als er im Fernsehen wirkt, gealterter auch. Ein Mann von 75 Jahren. Die Haare schlohweiss; zum Anzug Mephisto-Bequemschuhe und die Krawatte eine Spur zu kurz; das Hemd lugt aus der Hose. Was solls. Erstens hat er sich nach Jahrzehnten im Rampenlicht daran gewöhnt, dass nicht immer alles perfekt sitzen kann. Zweitens ist dies kein Tag wie jeder andere. «Sie müend entschuldige, es isch hüt alles e chli turbulänt.»

Es ist Dienstagabend, am Tag vor der Bundesratswahl. Nach der Führung wird Blocher den 20.25-Uhr-Zug nach Bern nehmen, wo man ihn um 22 Uhr zu einer Sitzung erwartet. Er erzählt es den zwei Dutzend Leuten, die jetzt um ihn herumstehen, gern. Immerhin haben sie alle 100 Franken bezahlt, um von Blocher persönlich durch dessen Sammlung geführt zu werden. Im Preis inbegriffen ist ein Ausstellungskatalog, der Rest geht für Sicherheitsvorkehrungen drauf. «Ich selber chume dänn aber keis Honorar über, gälled Sie!»

Dann wechselt Blocher ins Hochdeutsche - «für die Romands in der Gruppe, nöd wahr» - und postiert sich vor Albert Ankers «Schulspaziergang». Mit dem Besten bis zum Schluss warten? Das ist nicht seine Art - und auch nicht Konzept der Ausstellung, für die sich Museumsdirektor Marc Fehlmann im blocherischen Bilderfundus bedienen durfte, ohne dass der Patron sich einmischte. «Meine Auswahl ist es also nicht», betont Blocher denn auch. Und dass er «im Fall» nur die Bilder zur Verfügung gestellt habe. Kein Geld. Das sei ihm wichtig gewesen. Es soll um die Kunst gehen und nicht um die Person dahinter.

Anzeichen der Altersmilde?

Dass das nicht ganz geklappt hat - das Museum Oskar Reinhart verzeichnet seit Eröffnung der Schau im Oktober rund 500 Besucher täglich statt der üblichen Handvoll -, stört hier aber keinen. Die Blocher-Ausstellung - die offiziell «Hodler, Anker, Giacometti» heisst und den Namen des Sammlers erst im Untertitel aufführt - dürfte das Haus nachhaltig ins Rampenlicht gerückt haben. Dass der SVP-Urvater seine Sammlung, um die sich sämtliche Museen der Schweiz seit Jahren rissen, ausgerechnet in dem kleinen Haus in Winterthur zeigt, wirkt dabei wie eine Geste der Opposition: Es sollte mal jemand anders zum Zug kom-

men statt immer nur die Zentren Zürich, Bern und Basel.

Sicher hätte er andernorts mehr zeigen können. Aber im Grunde sieht Blocher das als Vorteil: «Ich vermisse meine Werke ausserordentlich und bin froh, dass ich sie heute besuchen darf!» Vor leeren Wänden sitzt er zu Hause zwar auch jetzt nicht; Fehlmann hat 83 Werke ausgeliehen von insgesamt 500. Aber die Perlen sind weg, das stimmt. Der «Schulspaziergang» hängt sonst im Esszimmer der Blochers - «seit 20 Jahren, und er ist mir nie verleidet!» -, zusammen mit einem anonymen Mädchenporträt desselben Künstlers. Fehlmann hat es in einem Interview als «Ankers Mona Lisa» bezeichnet, und Blocher, geschmeichelt von dieser Nobilitierung seines erklärten Lieblingsbildes, greift den Vergleich nun auf. «Aber sie ist viel herzvoller als bei Leonardo da Vinci!»

Anker habe schon gewusst, warum er dem Mädchen keinen Namen gab. «Oft treffe ich Leute, die sagen: «Das ist meine Grossmutter!» Eben das sei der Clou an

Dann wechselt der Kunstsammler Blocher ins Hochdeutsche - «für die Romands in der Gruppe, nöd wahr».

Anker: dass sich jeder in ihm wiedererkenne. Und noch ein Geheimnis zu Anker kennt Blocher. Er verriet es schon 1985, im «Tages-Anzeiger», als man ihn bat, anlässlich einer Anker-Ausstellung in dessen Heimatort Ins einen Artikel zu verfassen. Blocher schrieb damals: «Die Augen des Malers haben dorthin geschaut, wo das Leiden dieses Erdenlebens an Ort und Stelle erfahren und tragen werden muss.» Kein Wunder, fühle man sich davon angezogen: weil Anker die irdischen Widrigkeiten ernst nehme. Und weil er den Menschen male, der «die Härte des Lebens besteht».

Anker selbst formulierte das in einem Brief wie folgt: «Siehe, die Erde ist nicht verdammt.» Blocher zitiert diesen Satz im Artikel von 1985 ebenso wie im Katalog zur aktuellen Ausstellung. Er zitiert ihn auch während der Führung. Aber wo er ihn vor 30 Jahren als rhetorisches Sprungbrett nutzte hin zur Politik - zu jener, die der grassierenden Unsitte «der rücksichtslosen Selbstentfaltung, die den Menschen unfähig macht, den Widerwärtigkeiten des Lebens zu trot-

zen» -, spart er sich diese moralische Exkursion jetzt. Weil er davon ausgeht, dass die Anwesenden ihn auch so verstehen? Oder machen sich da gar Anzeichen von Altersmilde bemerkbar?

«Anker malt also die Hoffnung. Sie merken, wie er Ihnen wohltut - hier», Blocher tippt sich mit den Fingern auf den Bauch. Überhaupt nutzt er beim Reden gern die Hände, gestikuliert vor den Leinwänden herum - «aber nicht so arg wie Hodlers «Redner», so schlimm bin ich dann doch nicht!» -, streicht über die Bilderrahmen. Den «Redner», von dem Blocher eine Vorstudie besitzt, habe er sich mal in der Endfassung im Rathaus von Hannover anschauen wollen. Da sei es aber 21 Uhr gewesen und das Haus geschlossen. 20 Franken habe er dem Portier schliesslich zustecken müssen, um doch noch reinzukönnen, «da kam ich noch verhältnismässig günstig davon».

«Eifach en Uufsteller!»

Anekdote reiht sich an Anekdote; Blocher weiss zu unterhalten. Komplexe Gedanken verpackt er in einfache Sätze, meidet Fremdwörter, wiederholt. Wo er nicht sicher ist, fragt er den Direktor, «ich bin schliesslich nicht vom Fach, nöd wahr. Ich habe die Bilder gekauft, weil sie mir Freude machen.» Jene herzergreifend bodenständige Landschaft des Maler-Bauern Adolf Dietrich, zum Beispiel. Sie hängt sonst über Blochers Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer: «Das isch eifach en Uufsteller!» Oder die «Schwarze Lütschine» von Hodler, die Blocher 1993 für 1,25 Millionen kaufte, als eines seiner ersten wirklich teuren Stücke - und die bei Ausstellungsmachern so begehrt sei, dass sie 365 Tage im Jahr unterwegs sein könnte: «Es muss einer schon ein verstockter Mensch sein, wenn sein Herz nicht höherschlägt bei diesem Anblick.»

Der Reichtum an Blautönen, die der Farbzauberer Hodler hier versammelt habe, sei ausserordentlich. Viele der Töne dürfe man gar nicht mehr mischen, weil man heute wisse, dass die Pigmente hochgiftig seien. «Aber Hodler wurde trotzdem ziemlich alt. Und ich freue mich, dass ich so viel Gift bei mir zu Hause habe.» Blocher führt die Gruppe weiter, zu einem kleinen Porträt von Berthe, Hodlers zweiter Frau. «Eine bewundernswerte Frau ist das gewesen, wie sie sich der unehelichen Kinder angenommen hat und auch dieses etwas schwierigen Mannes.» Und einmal mehr fragt man sich, ob da nicht einer auch ein bisschen von sich selbst spricht.

Man mag von Blocher halten, was man will - eines muss man ihm lassen: Er versteht es, sich einzuschränken. Anker, Hodler, Giovanni Giacometti; der Rest macht keine zehn Prozent der Sammlung aus. Mit Konzentration auf eine Sache sei er noch immer gut gefahren, meint Blocher. «Susch chunnts nöd guet.» Und: Er hat ein Auge für die wirklich guten Stücke. Die Sammlung ist famos; Fehlmann hat nicht übertrieben, als er sie im Vorfeld als bedeutendste Privatsammlung von Schweizer Kunst um 1900 beschrieb.

«Es ist schwer, die Schau schlechtzuschreiben, was?», feixt der Direktor. Und wozu sollte man? Nachdem sich diverse Zeitungen wohlwollend zu der Schau geäussert hatten, frotzelte die WOZ, man müsse wohl vor der Berichterstattung «an der Garderobe seine kritische Vernunft abgeben». Muss man nicht. Aber wer hier die Politik ins Zentrum stellt, ist auf dem Holzweg. Sicher: Man kann die Schau als Parteikampagne oder peinliche Lobhudelei der Eidgenossenschaft lesen. Man kann sich aber auch vor Augen halten, wie international vernetzt gerade Anker war und dass gerade Hodler den Blick jenseits der Schweizer Grenzen schweifen liess - und einfach verdammt gute Kunst betrachten.

Das Wohnhaus als Museum

Es ist 20.15 Uhr, Zeit, den Zug nach Bern zu nehmen. Blocher steigt in den Lift; man fragt, ob man mitfahren dürfe. «Sicher, wenn Sie keine Angst haben. Sie wüsstet ja: Wer mit mir fährt, für de gahts nitsi!» Zwei letzte Fragen noch: Vergangene Woche, als das Zürcher Auktionshaus Koller den Rekordverkauf des Anker-Gemäldes «Winzerfest» vermeldete - hatte er da etwas damit zu tun? «Ich sage grundsätzlich nie, was ich gekauft habe. Aber wenn das Werk in einem Jahr oder so an einer Ausstellung auftaucht, dann können Sie ja nachlesen, wem es gehört.» Aha. Also ja.

Und was passiert mit all den Werken, wenn Blocher mal nicht mehr ist? Ihm schweben drei Varianten vor: Entweder wird sein Wohnhaus zum Kunstmuseum umfunktioniert. Oder die Bilder touren um die Welt. Oder: ein Verkauf. «Damit ein anderer Freude dran hat.»

Die Ausstellung läuft bis 31. Januar.



Interview Wie kamen
Blochers Bilder ins Museum?

fehlmann.tagesanzeiger.ch

Der Dank an die Bläser

Je komplexer, desto besser:
Lionel Bringuier dirigiert
in der Zürcher Tonhalle
Tschaikowsky und Dvorák.

Susanne Kübler

Zuletzt stieg der Tonhalle-Chefdirigent Lionel Bringuier hoch ins Orchester, um den Bläsern die Hände zu schütteln: Gesten der Nähe, die perfekt in seine Choreografie von Tschaikowskys Sinfonie Nr. 5 passten und im voll besetzten und frenetisch applaudierenden Saal ein letztes Crescendo auslösten.

Es war das einzige Mal, dass sich Bringuier an diesem Abend mitten ins Gewühl begab. Zuvor hatte er es von aussen gesteuert, präzise und anschaulich wie immer. Es macht Spass, ihm zuzuschauen: wie er die Musik packt, hochwirft, abdreht; wie er Instrumentalgruppen organisiert, den Klang vorzeichnet, Übergänge vorbereitet. Da ist keine Bewegung zu viel und keine zu wenig: Je mehr los ist in einer Partitur, umso ruhiger und klarer wird Bringuier - und mit ihm auch das hoch motivierte Orchester.

In Tschaikowskys Fünfter ist zunächst wenig los: ein paar Streicherakkorde, ein leises Thema der Klarinetten. Butterweich liess Bringuier dieses Thema spielen und zeigte damit schon an, dass er den Kontrast zur stahlharten späteren Variante möglichst gross zu halten gedachte. Ein sinnvoller Ansatz. Und doch wurde in diesem Anfang klar, wo der Dirigent als Aussenposten an seine Grenzen kommt. So beseelt die Klarinetten gestaltet, sie taten es in einem luftleeren Raum. In diesem Sinn hatte Bringuier tatsächlich allen Grund, sich am Ende bei den Bläsern zu bedanken. Sie füllten jene Leerstellen, an denen ihm sein auf Aktion ausgerichteter Dirigat nicht weiterhalf.

Kräftiger Rahmen

Ähnliches hatte man zuvor schon in Dvoráks Cellokonzert beobachtet. Solist war da Daniel Müller-Schott, von dessen Ton andere Cellisten nur träumen können: keine Kratzer, keine rauen Stellen. Der Preis ist der Verzicht aufs Risiko; in keinem Moment ritzte Müller-Schott technische oder gestalterische Grenzen. Bringuier lieferte ihm den passenden, wenn auch manchmal etwas kräftigen Rahmen dazu - aber er forderte ihn nicht heraus, so wie umgekehrt auch er nicht herausgefordert wurde. Das Resultat war bei aller Schönheit ziemlich brav.

Da zeigte sich noch einmal, wie ideal die Konstellation bei der ersten gemeinsamen CD von Bringuier und dem Tonhalle-Orchester war, die kürzlich bei der Deutschen Grammophon erschienen ist: Yuja Wang spielt da Ravels Klavierkonzerte so vital und virtuos, mit so viel rhythmischem Druck und gleichzeitig so entspannt, dass das Orchester (abgesehen von einigen allzu robusten Momenten) nicht nur einwandfrei organisiert wirkt. Sondern vom Epizentrum ihres Flügels aus in jene Bewegung versetzt wird, die aus einer souveränen Aufführung eine packende macht.

Jonathan Landgrebe führt nun Suhrkamp

Der Neustart beim Suhrkamp-Verlag ist perfekt: Seit gestern führt Jonathan Landgrebe als alleiniger Vorstand das operative Geschäft. Die bisherige Geschäftsführerin Ulla Unsel-Berkewicz zieht sich in den neuen Aufsichtsrat zurück. Anfang des Jahres war die Umwandlung der GmbH in eine Aktiengesellschaft genehmigt worden. Damit endete ein jahrelanger Rechtsstreit mit dem Minderheitsgesellschafter Hans Barlach, der inzwischen gestorben ist. Die von Unsel-Berkewicz geführte Familienstiftung besitzt zusammen mit der Familie Ströher die Aktienmehrheit. Der Verlag kann nun mit frischem Geld und neuen Strukturen den Weg aus der Krise antreten. (TA)